

Von Kimberley Wilkins sind bereits folgende Titel erschienen:

Der Wind der Erinnerung

Das Haus am Leuchtturm

Das Sternenhaus

Über die Autorin:

Kimberley Wilkins hat erfolgreich sowohl Kinder- und Jugendbücher als auch Romane für Erwachsene publiziert. Ihre Werke wurden unter anderem mit dem »Romantic Book of the Year Award«, dem »Aurealis Award« und dem »Lynne Wilding Award« ausgezeichnet sowie für zahlreiche andere Preise nominiert. Kimberley Wilkins lebt mit ihrer Familie in Brisbane, sie ist Dozentin an der Universität von Queensland.

Kimberley Wilkins

*Das Haus der
geheimen Versprechen*

Roman

Aus dem Englischen
von Sabine Thiele

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Evergreen Falls« bei Hachette Australia, an imprint of
Hachette Australia Pty Limited, Sydney.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Das Haus der geheimen Versprechen« an: frauen@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2017
Knaur Taschenbuch
© 2014 by Kimberly Freeman
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag.
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Angelika Lieke
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © H. Mark Weidman Photography/Alamy;
FinePic®, München
Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51799-4

2 4 5 3 1

*In Erinnerung an Stella Vera
Stern der Wahrheit*

Prolog

1926

Ständig sagen sie »die Leiche«, und Flora hat das Gefühl, gleich schreien zu müssen und nie wieder aufhören zu können. Sie sprechen flüsternd miteinander, jedoch immer noch laut genug, wie Männer das so tun, und immer wieder sagen sie es. »Wir können die *Leiche* doch nicht einfach hier im Zimmer liegen lassen.« – »Wenn wir *die Leiche* ins Schwimmbecken legen, könnte es wie Ertrinken aussehen.« – »Aber bei der Untersuchung *der Leiche* wird man kein Wasser in den Lungen finden.« Und so weiter. Flora, eingesperrt im unerbittlichen Gefängnis ihres Geistes, ist unfähig, etwas zu verstehen, seit sie die bemitleidenswerten, bleichen Überreste entdeckt hat. Sie zittert in dem eisigen Sturm, der durch die offene Tür hereinweht und die hohen Eukalyptusbäume peitscht, die das dunkle Tal säumen.

»Wenn der Alte davon Wind bekommt«, sagt Tony und unterstreicht seine Bemerkung mit einem tiefen Zug an seiner Zigarette, »wird er den Geldhahn zudrehen, und Flora wird mit nichts dastehen.«

Sie will sagen, dass ihr das Geld egal ist, dass der Tod nie so gewaltig und gegenwärtig und endgültig war wie in die-

sem Moment, in dem sie bei den Überresten eines Menschen steht, der gestern noch geatmet und geweint hat. Ihre Lippen bewegen sich, doch kein Laut ist zu hören.

»Was willst du tun, Florrie?«, fragt Sweetie sie.

»Es bringt nichts, mit ihr zu sprechen«, sagt Tony und schüttelt den Kopf im dämmrigen Licht der Sturmlampe. »Sie braucht einen ordentlichen Schluck Whiskey, um wieder zu sich zu kommen. Eines ist auf jeden Fall sicher: Niemand darf erfahren, was wirklich passiert ist. Es muss wie ein Unfall aussehen. Ein Sturz auf einem der Wanderwege.«

»Im Schnee? Wer wird das denn glauben?«

»Du weißt doch, was dieser Mensch für einen Ruf hatte«, sagt er und – o Gott – stößt dabei die Spitze seines Budapesters leicht gegen den toten Körper auf dem Boden, so dass dieser ein kleines Stück hochgeschoben wird und dann wieder zurückrollt. »Nicht gerade ein ehrenwerter Bürger.« Tony wird sich plötzlich Floras Gegenwart wieder bewusst und reißt sich zusammen. »Tut mir leid, Florrie. Ich bin nur pragmatisch. Du musst uns vertrauen.«

Sie nickt unter Schock, kann die Situation noch immer nicht begreifen.

»Wie weit sollen wir die Leiche wegbringen?«, fragt Sweetie.

»So nahe wie möglich zu den Wasserfällen.«

Sweetie nickt und packt die schlaffen Beine mit seinen fleischigen Händen. Flora will ihm helfen, doch Tony schiebt sie zur Seite. Sanft, aber bestimmt.

»Du wartest hier. In deinem Zustand bist du uns nicht von Nutzen, und es ist klirrend kalt draußen. Ich will mich nicht um zwei Leichen kümmern müssen.« Er schnippt seinen Zigarettenstummel in hohem Bogen aus der offenen Tür, wo er im Schnee verglüht.

Flora sieht den Männern nach. Sie stapfen in die Dunkelheit und die Kälte, bis sie nur noch kleine Gestalten am Ende des Gartens sind und schließlich die Steintreppen hinunter verschwinden, die ins Tal führen. Es hat angefangen zu regnen, schwere Tropfen fallen aus dem aufgewühlten Nachthimmel leise in den Schnee. Flora steht an der Tür und wartet auf die Rückkehr der Männer. Ihre Finger werden taub in der frostigen Luft.

Der Regen wird die tiefen Fußstapfen im Schnee verwischen, zusammen mit den möglichen Spuren von schlafenden, toten Armen, die über den Boden schleifen. Doch er wird auch den Körper abwaschen, ein feuchtes Leichentuch, ein nasses Begräbnis. Flora legt den Kopf in die Hände und weint, vor Schock und Enttäuschung. Wegen ihres Verlusts und der Schrecken, die zweifellos noch folgen werden. *Arme Violet*, sagt sie immer wieder im Stillen. *Arme, arme Violet.*

Kapitel eins

2014

Wenn ich nur Erfahrung mit Männern hätte und keine fast einunddreißigjährige Jungfrau wäre, die gerade ihren ersten Job angetreten hat, hätte ich vielleicht gewusst, wie man mit Männern wie Tomas Lindegaard spricht, ohne dabei wie eine plappernde Idiotin zu klingen.

»Das Übliche?«, sagte ich, als er sich dem Tresen näherte. »Sie können sich auch gern hinsetzen und auf die Bedienung warten. Wenn Sie möchten. Oder auch nicht. Ich meine, ich will Ihnen nichts vorschreiben.«

Tomas lächelte, und in den Winkeln seiner leuchtend blauen Augen bildeten sich kleine Fältchen. »Vielleicht überrasche ich Sie heute ja und nehme etwas anderes«, antwortete er.

Ich lachte, dann merkte ich, dass ich zu laut lachte, und verstummte abrupt.

»Einen Espresso bitte.«

»Aber das bestellen Sie doch ... oh.«

Wieder lächelte er, und ich erwiderte das Lächeln, wie immer für einen Moment vollkommen verzaubert von ihm. Dann sah ich Mrs. Tait und beeilte mich, sie zu ihrem

Tisch zu begleiten. Sie gab sich gerne unabhängig, benötigte jedoch mit ihrem Gehstock und ihren steifen Gelenken Hilfe beim Hinsetzen.

»Danke, meine Liebe«, sagte sie, als sie schließlich bequem auf ihrem Stuhl saß. »Einen Double-Shot Latte und eine Zigarette bitte.«

Ihr üblicher Scherz. Mrs. Tait hatte das Rauchen vor dreißig Jahren aufgegeben, behauptete aber, sie vermisse es noch immer jeden Tag, vor allem beim Kaffeetrinken.

»Kommt sofort«, antwortete ich und ging zurück zum Tresen, wo Penny schon die Kaffeemaschine angeworfen hatte. Das Dröhnen verdrängte die Cafégeräusche und das dumpfe Pulsieren der Musik. Tomas saß an seinem Stammplatz genau in der Raummitte.

Penny warf mir einen Blick zu und nickte mit einem bedeutungsvollen Lächeln leicht in seine Richtung.

Ich zuckte mit den Schultern. Trotz unseres täglichen Kontakts hatte ich keine Ahnung, ob Tomas ebenso an mir interessiert war wie ich an ihm. Er gehörte zu einem Team von Architekten, die an der Modernisierung des historischen Evergreen Spa Hotel arbeiteten, und war extra aus Dänemark eingeflogen worden, um die Zimmer zu gestalten und mein Herz zu brechen. Penny war die Besitzerin des Cafés, eine glitzernde Glas-und-Chrom-Ecke am Ende des frisch renovierten Ostflügels des Evergreen Spa. Tomas war sicher mehr an ihr interessiert, mit ihrem durchtrainierten Körper und den spanischen Genen ihrer Mutter. Eine magere Blondine mit blassen Augenbrauen konnte da wohl nicht mithalten.

Penny schob mir zwei Gedecke zu, eines mit Mrs. Tait's Latte, das andere mit Tomas' Espresso. »Bediene Mrs. Tait zuerst«, sagte sie leise, »und dann bleib bei ihm stehen. Das kannst du doch?«

Ich nickte, brachte Mrs. Tait ihre Bestellung und dann Tomas seinen Kaffee.

»Danke, Lauren«, sagte er und schüttelte zwei Päckchen Zucker zwischen Daumen und Zeigefinger, bevor er ihren Inhalt in die Kaffeetasse leerte. »Schön ruhig heute früh, oder?«

Das war meine Gelegenheit, noch ein wenig bei ihm stehen zu bleiben. »Ja, aber ich mag es irgendwie lieber, wenn viel los ist. Man kommt dann schneller in einen Rhythmus.«

Small Talk. Ich machte tatsächlich Small Talk. Und es war gar nicht so schwer, wie ich gedacht hatte.

»Möchten Sie sich einen Moment zu mir setzen?«, fragte Tomas mit einem hinreißenden Lächeln.

Voller Aufregung sah ich zurück zu Penny, die mir aufmunternd zunickte. In meiner Tasche unter dem Tresen begann mein Handy zu klingeln, doch ich ignorierte es. Wir unterhielten uns entspannt, über oberflächliche Themen, aber auch über persönliche – er war geschieden, keine Kinder –, wir lachten und sahen uns in die Augen. Flirteten. Wir flirteten. Der Gedanke erfüllte mich mit tiefer Wärme. Mein Telefon klingelte erneut.

Plötzlich stand Penny neben mir. »Tut mir leid, Lauren.« Sie hielt mir mein Handy hin, das schon wieder läutete. »Auf dem Display steht, dass es deine Mutter ist, und sie gibt nicht auf. Vielleicht ist es ein Notfall.«

»MUM« leuchtete es mir auf dem Bildschirm entgegen. »Tut mir leid«, sagte ich zu Tomas, »aber ich sollte wohl besser rangehen.«

»Natürlich«, antwortete er und trank seinen Kaffee aus. »Ich muss sowieso los.«

Ich nahm das Telefon von Penny entgegen und eilte in die Ecke hinter dem Zeitungsständer. »Mum?«

»Wo warst du? Ich habe drei Mal angerufen!«

»Im Café. Ich kann nicht einfach alles stehen- und liegenlassen ...« Dann ermahnte ich mich stumm, nicht so hart zu ihr zu sein. »Wenn ich in der Arbeit bin, kann ich einfach nicht immer sofort ans Telefon gehen. Ich habe gerade einen Kunden bedient.« Ich sah über die Schulter. Tomas war gegangen. Doch er hatte etwas auf dem Tisch zurückgelassen. Ich ging mit dem Handy durch den Raum.

»Ich habe mir Sorgen gemacht, als du nicht geantwortet hast. Warum bist du so früh in der Arbeit?«

»Ich habe Frühschicht. Für die Menschen, die auf dem Weg zur Arbeit noch einen Kaffee trinken wollen.« Ein Schlüssel lag auf der Tischplatte, mit einem Plastikhänger, der auf der einen Seite mit *Tomas Lindegaard* beschriftet war, auf der anderen mit *Alter Westflügel*. Ich ging zur Tür und drückte sie auf. Die Straße war von den Lieferwagen der Handwerker und hohen Kiefern gesäumt. In der Ferne säuberte ein Mann auf einer kleinen Kehrmaschine den Fußweg. Noch schlichen keine Touristenautos auf der Suche nach Parkplätzen in der Nähe der Wasserfälle über die Straße. Tomas war nirgends zu sehen.

»Es tut mir leid. Du weißt ja, wie leicht ich mir Sorgen mache«, sagte Mum.

»Ja, das weiß ich.« Ich steckte den Schlüssel in meine kleine schwarze Schürze und schloss die Tür hinter mir. Penny räumte Mrs. Taits Tasse ab und unterhielt sich dabei mit ihr. Sonst war das Café leer. »Ist es dringend?«, fragte ich meine Mutter.

»Nein, eigentlich nicht. Nur ... Adams Bücher ...« Sie verstummte mit einem erstickten Laut.

»Ich nehme sie«, sagte ich entschlossen. »Schick sie mir hoch.«

»Du bleibst also?«

»Ja, natürlich.« Ich atmete tief ein und wappnete mich gegen das, was unweigerlich kommen würde.

»Es ist ganz schön weit weg von Zu Hause.«

»Das hier ist jetzt mein Zuhause.«

»Ich mache mir nur Sorgen ...«

Natürlich.

»Es geht mir gut hier oben.« Mehr als gut. Besser als je zuvor. Ich war weit weg von meiner Heimatstadt an der Küste von Tasmanien und lebte allein in den Blue Mountains hinter Sydney. Ich lernte hier all die Dinge, mit denen viele andere bereits als Teenager konfrontiert werden: Miete zahlen, Wäsche waschen, Geld einteilen. So viel später, als ich es hätte lernen sollen.

»Es fühlt sich falsch an, dass du so weit weg bist. Das Haus ist so leer und ... geht es dir wirklich gut? Ich will nicht, dass etwas ... falsch läuft.«

Mum rief mich zwei- bis dreimal am Tag an, und zwei- bis dreimal am Tag äußerte sie ihre größte Befürchtung, es könnte etwas »falsch laufen«. Meine Kiefer schmerzten, weil ich die Zähne vor Frust fest aufeinanderbiss, doch mein Herz tat dabei auch weh. Wir waren keine normale Familie. Ich war keine normale Tochter. Nichts bei uns war normal.

»Ich verspreche dir«, sagte ich zum hundertsten Mal, »du musst dir keine Sorgen um mich machen.«

Sie seufzte. »Das kann niemand versprechen.«

»Ich verliere meinen Job, wenn ich noch länger telefoniere«, log ich. »Heute Morgen ist so viel los. Schick mir die Bücher, dann habe ich abends eine Beschäftigung.« Die Abende waren lang und einsam. Der Fernsehempfang war unzuverlässig, Penny war bis jetzt meine einzige Freundin, und ich konnte mich nicht darauf verlassen, dass sie mir jeden Abend die Zeit vertrieb. Ich hatte mir daher angewöhnt, früh mit einer Tasse Tee und einer Scheibe Früchte-

brot ins Bett zu gehen und alte Promimagazine zu lesen, die ich aus dem Café mitgenommen hatte.

»Gut, das mache ich, aber ...«

»Tschüs, Mum.«

Penny sah mir zu, als ich das Telefon in meine Tasche schob und wieder an die Arbeit ging.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Das ist es immer«, antwortete ich.

Erst sehr viel später erinnerte ich mich an Tomas' Schlüssel. Daheim hatte ich die Schürze achtlos aufs Bett geworfen und war direkt ins Bad gegangen. Meine Einliegerwohnung in Evergreen Falls, hinter Mrs. Tait's Haus und fünf Minuten zu Fuß vom Café entfernt, hatte ein Badezimmer, in dem ich gerade mal die Arme ausstrecken konnte, doch dafür eine tiefe Badewanne und ein Fenster, das auf den abgeschlossenen, privaten Garten hinausging. Als ich nach einem ausgiebigen Bad die Waschmaschine füllte, hörte ich etwas in der Trommel klirren. Ich befühlte die schmutzige Wäsche, und als ich schließlich den Schlüssel aus meiner fleckigen Schürze zog, fühlte ich mich irgendwie schuldig. Ich legte ihn auf den Küchentisch.

Während ich aß – ein weiteres tiefgefrorenes Mikrowellengericht für eine Person, dieses Mal Bœuf Stroganoff –, dachte ich über den Schlüssel vor mir nach. Tomas Lindgaard. Ein wunderschöner Name. Vor den Fenstern brach die Dämmerung herein. Die Baustelle war jetzt sicher verlassen, das Café geschlossen. Ich wusste, wo Tomas während dieses Projekts wohnte: Ich hatte seinen Mietwagen vor einem Cottage mit einer langen, von Eichen gesäumten Auffahrt vier Blocks weiter gesehen. Mein Herz schlug ein wenig schneller bei dem Gedanken, an seine Tür zu klopfen.

Ich tauschte den Bademantel gegen ein sauberes T-Shirt

und Jeans, zog Schuhe und eine leichte Jacke an und verließ die Wohnung.

Der Abend war warm und weich, die Luft mit dem Geruch nach Kiefern und Eukalyptus erfüllt. Ich war zu Beginn des Sommers hierhergezogen, und drei Monate später, im März, hatte ich noch keinen heißen Tag durchlitten. Ein leichter Wind wehte, und der Himmel war von einem blassen, von rosafarbenen Wolken durchzogenen Bernsteinengelb. Ich ging den Hügel hinauf zur Hauptstraße, unter meinen Füßen knackten abgebrochene Zweige und Kiefernnadeln.

Kein Auto vor Tomas' Haus. Heftige Enttäuschung machte sich in mir breit. Worauf hatte ich denn gehofft? Nach all dem, was in der Vergangenheit passiert war, rechnete ich mir keine allzu große Chance aus, jemals eine normale Beziehung eingehen zu können. Auch wenn ich mich aus tiefstem Herzen danach sehnte.

Seufzend drehte ich um und ging zurück.

Doch ich wollte noch nicht wieder nach Hause. Vielleicht war Tomas ja immer noch auf der Baustelle. Ich spazierte Richtung Evergreen Spa Hotel.

Die Anlage war weitläufig und wunderschön, die Farben des Sonnenuntergangs streichelten die mit Flechten überwachsenen Steinwände. Das Anwesen hatte einen Durchmesser von einem guten Kilometer und kauerte am Rand eines Steilhangs mit Blick auf Täler und Hügel, so weit das Auge reichte. Zwei riesige, jahrhundertealte Kiefern flankierten den Haupteingang, jede umgeben von einem meterhohen Beet voller Gräser und gelber Blumen. Das Hotel wurde Ende der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts gebaut, hatte seine Hochzeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts und verfiel nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem es als Nachrichtenzentrale vom Militär genutzt worden war. In

einem halbherzigen Renovierungsversuch in den 1960ern wurde der Ostflügel ausreichend für Hochzeiten und Veranstaltungen restauriert. Später wurde auch dieser Teil verschlossen. Im letzten Jahr waren die Bauunternehmer eingezogen. Tomas war gekommen. Penny hatte das Café gemietet. Ich war vor meinen Eltern in Tasmanien geflohen und hatte Penny um einen Job angefleht. Jetzt bediente ich Einheimische und Touristen, hauptsächlich aber Bauarbeiter. Der Ostflügel des Evergreen Spa würde im Laufe des Jahres wiedereröffnet werden.

Doch der Westflügel, das originale zweistöckige Steinhaus mit seinen kunstvoll gebogenen Fenstern im italienischen Stil und reichverzierten Simsens war seit Jahrzehnten verlassen; kaum jemand hatte das Gebäude seither betreten.

Und ich hatte den Schlüssel.

Mein Leben war bis zu diesem Punkt davon bestimmt gewesen, die Nerven meiner Mutter zu schonen und möglichst nicht spontan zu sein. Ich war nie in Bäumen herumgeklettert, nie mit Jungs in ihren Autos durch die Gegend gefahren, nie mit Freunden heimlich zum Strand gegangen (wenn ich denn überhaupt mal Freunde hatte; ich war wirklich keine unterhaltsame Gesellschaft). Während meiner Jugend und danach hatte ich alles durch die Augen meiner Mutter gesehen. Sie hätte es gehasst, dass ich den Schlüssel ins Schloss stecke und ihn drehe. Sie hätte es gehasst, dass ich einen letzten Blick über das verlassene Anwesen schweifen lasse, dabei das leise Rauschen der Bäume und den entfernten Verkehr auf dem Highway wahrnehme. Sie hätte es gehasst, dass ich in das dunkle Gebäude eintrete und die Tür hinter mir schließe. Und genau deshalb tat ich es.

Die Fenster hatte man in grauer Vorzeit vernagelt, der Strom war schon lange abgeschaltet, weshalb ich mein Handy aus der hinteren Hosentasche zog und die Taschenlampenfunktion einschaltete. Sie produzierte nur einen schmalen, kurzen Lichtstreifen, doch ich sah genug, um nicht zu stolpern. Als ich meine Umgebung beleuchtete, erkannte ich, dass ich in einer Art Foyer stand, mit aufgeworfenem Parkett, hohen Decken und abblätternden Simsen, verschimmelten Tapeten, die sich traurig von den fleckigen Wänden rollten, und einem staubigen, zerbrochenen Kronleuchter, der das Licht meines Handys in tausend Kristallfunken an den Wänden brach. Ich holte tief Luft und atmete dabei so viel Staub ein, dass ich fast eine Minute lang ununterbrochen hustete.

Als meine Bronchien sich wieder beruhigt hatten, stand ich lange Zeit nur da und versuchte mir vorzustellen, wie das Foyer zu seinen Glanzzeiten ausgesehen haben mochte; wie es aussehen würde, wenn Tomas und sein Team es saniert hatten. Ich fühlte mich seltsam privilegiert, es so sehen zu dürfen. Ursprünglich, unberührt, die Vergangenheit so lebendig um mich herum.

Ich leuchtete weiter. Auf einer Seite zweigte vor mir ein Korridor ab, auf der anderen eine Treppe. Ich misstraute den Stufen und ging lieber den Flur entlang, an einigen leeren Zimmern vorbei, bis ich mich in einer großen Spülküche wiederfand. Der Boden war mit unebenen Fliesen bedeckt, und ein riesiger gusseiserner Ofen beherrschte eine Wand. Die großen, rechteckigen Spülbecken waren voller Schlamm. Ein Brett fehlte, so dass durch das schmutzige Fenster die Unterseite einer Außentreppe zu sehen war, an der ein Schild mit der Aufschrift »Gefahr. Kein Zutritt« hing. Die Schuldgefühle holten mich ein. Ich sollte gehen.

Ich spazierte zurück ins Foyer zur Eingangstür, die sich jedoch nicht mehr öffnen ließ. Auf der Innenseite gab es kein Schlüsselloch, der Türgriff fehlte bis auf einen hervorstehenden Metallstab. Ich nahm das Telefon zwischen die Zähne, so dass es meine schuldigen Füße beleuchtete, und versuchte den Stab mit beiden Händen zu drehen. Ohne Erfolg, meine Haut war danach rot und wund und roch nach altem Metall.

Mit klopfendem Herzen erkannte ich, dass ich eingesperrt war und niemand wusste, wo ich mich aufhielt. Ich könnte Penny oder Mrs. Tait anrufen. Oder meine Mutter – bei dieser Vorstellung lachte ich laut auf, was mein unbehagliches Gefühl vertrieb. Ich schaltete die Taschenlampenfunktion aus, um den Handyakku zu schonen, während ich angestrengt nachdachte.

Das Gebäude war so weitläufig, dass es andere Ausgänge geben musste. Ich ging zurück durch den Flur und überprüfte die leeren Zimmer auf Fluchtmöglichkeiten. Die Spülküchentür war zugenagelt. Am Ende des Flurs waren zwei Türen: eine offen zugänglich, die andere unter der langen Neigung einer Treppe verborgen. Bei der ersten ließ sich der Griff nicht bewegen. Als ich den Schlüssel ins Schlüsselloch schob, konnte ich ihn gerade mal einen Millimeter drehen. Daher versuchte ich mein Glück an der zweiten Tür, und das war mein großer Fehler.

Mit einem Knarren ließ sich der Schlüssel drehen, ich lehnte mich gegen die Tür, traf auf Widerstand und schob ein wenig stärker, bis ein lautes Poltern zu hören war.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ein zweites Poltern erklang, dann ein drittes und noch viele mehr, als alles hinter der Tür auf den Boden fiel. Vorsichtig schaltete ich meine provisorische Taschenlampe ein und leuchtete in eine Art Lagerraum, dessen Decke kaum mehr als manns-

hoch war. Offensichtlich hatte ich mit der Tür unabsichtlich eine schwere Keramikurne gegen das Bein eines alten Tisches geschoben, das daraufhin eingeknickt war. Alles, was auf dem Tisch gestanden hatte – Koffer, Schachteln mit Krimskrams, Bücher, Lampen und viele nicht auf Anhieb identifizierbare Gegenstände –, war in einem großen Haufen zu Boden gerutscht. Die Urne hatte überlebt, ein Teeservice dagegen nicht.

Ich stand vor einer schweren Entscheidung: den Akku meines Handys endgültig aufbrauchen, um im Schein der Taschenlampe den Tatort ausreichend aufzuräumen und die Beweise zu verstecken, oder Penny anrufen, ihr erzählen, was passiert war, und die Blamage aushalten.

Ich entschied mich für eine dritte Möglichkeit: schnell aufräumen, dann Tomas finden, ihm alles gestehen und anbieten, für das Teeservice zu zahlen. Vielleicht auch den Tisch. Er würde mich für eine Idiotin halten, und der Fall wäre erledigt. In gewisser Weise war es eine Erleichterung: Kein Sehnen mehr nach etwas, was ich sowieso nicht haben konnte.

Ich stellte das Handy an die Wand auf den Boden, um genug Licht zu haben. Der Tisch war nicht mehr zu retten, das Bein war gebrochen. Ich sammelte die Überreste des Teeservices auf und legte sie vor die Zimmertür, rückte Kisten zurecht, stapelte Koffer aufeinander, hob Schuhspanner auf und sammelte alte Glühbirnenfassungen und Türknäufe ein, die ich so ordentlich wie möglich auf einen Haufen warf.

Dann hob ich eine umgestürzte Kiste auf, die sich als altes Grammophon entpuppte. Die verrosteten Schnallen auf drei Seiten und ein gebrochener Griff zeigten, dass es einmal tragbar gewesen war. Als ich es vorsichtig aufnahm, sah ich, dass eine Seite bei dem Sturz aufgeplatzt war. Ich

setzte es auf dem Boden bei meinem Telefon ab, und in dem Licht wurde etwas Weißes in dem Riss sichtbar, das sich als Bündel Briefe herausstellte, das von einem verfärbten Samtband zusammengehalten wurde.

Ich löste das Band und blätterte durch die Briefe. Kein Umschlag war beschriftet, doch alle enthielten etwas. Ich hob die Lasche des ersten und holte knisternde, gelbliche Seiten heraus. Die Tinte war zu einem Sepiaton verblasst.

Meine Geliebte, welch Qual, dass ich heute Nacht nicht zu Dir kommen kann ...

Liebesbriefe. Alte Liebesbriefe. Meine Brust weitete sich. Ich hatte einen Schlüssel gestohlen, war in ein verlassenes Gebäude eingebrochen und hatte alte Liebesbriefe gefunden. Ich fühlte mich großartig, verwegen, lebendig. *Nimm das, Mum!* Genau diese Art Aufregung hatte ich bisher verpasst, weil ich immer zu vorsichtig gewesen war. *Nimm das, Dad!* Ich verknotete das Samtband wieder. *Nimm das, Adam!* Plötzliche Schuldgefühle kühlten meine Freude ab. Wie konnte ich das nur denken? Nichts war Adams Schuld. Er hatte nie einen solchen Schatten werfen wollen. Niemand hätte das gewollt.

Ich legte die Briefe zu meinem Telefon und räumte den Lagerraum so gut wie möglich weiter auf. Den Tisch stützte ich gegen die Wand. Dann steckte ich die Briefe in meine Jackentasche und schloss die Tür hinter mir. Mit Hilfe der Taschenlampe ging ich zurück zur Küche, zu dem unvernagelten Fenster. Ich lehnte mich gegen die Spüle und versuchte, es aufzuschieben. Ein wenig gab es nach. Ich kletterte auf die Bank und stellte mich in die Spüle, zentimetertief in den Schlamm, und schob mit aller Kraft. Mit einem Knirschen bewegte sich der Rahmen, das Fenster

öffnete sich, und ich roch die frische Abendluft. Ich kletterte hinaus und schloss das Fenster hinter mir, dann ging ich um das Gebäude herum und über den Parkplatz zur Straße. Es war Nacht geworden, und als ich mir im Licht der Straßenlampen den Schlamm von den Schuhen streifte, sah ich, dass ich über und über mit Staub bedeckt war. Während ich damit beschäftigt war, ihn von meinen Kleidern zu klopfen, hupte hinter mir ein Auto und kam langsam auf mich zu. Ich trat von der Straße ins feuchte Gras, und das Auto hielt neben mir. Es war Tomas.

»Soll ich Sie mitnehmen?«, fragte er mit seinem charmananten Akzent.

Ich schämte mich so, dass ich kaum sprechen konnte. »Ich ... ich muss mit Ihnen über etwas reden.«

Mit einem leichten Lächeln hob er die Augenbrauen. »Dann rein mit Ihnen. Wir fahren zu mir, ich wohne in der Nähe.«

Zu ihm. Ich seufzte. »Okay.« Und schon saß ich in seinem Wagen, die Liebesbriefe in meiner Jacke. Während der kurzen Fahrt zu seinem Cottage schwiegen wir.

Ein Licht schaltete sich ein, als wir uns der Veranda näherten. Ich erwartete, dass er mich fragte, was ich beim Evergreen Spa gemacht hatte, doch stattdessen sagte er etwas über den wunderschönen Abend, wie sehr es ihm in den Blue Mountains gefiel, wie anders es im Vergleich zu seinem Leben in Kopenhagen war. Ich habe sicher etwas darauf geantwortet, doch meine Gedanken rasten, während ich verzweifelt darüber nachdachte, wie ich ihm alles gestehen sollte.

Er warf seine Schlüssel auf eine Anrichte und führte mich in die Küche. Ich zog rasch meine schlammigen Schuhe aus und versuchte, mir den restlichen Staub abzuklopfen.

»Kann ich Ihnen etwas anbieten? Tee? Kakao? Kaffee würde ich nicht wagen, den machen Sie ja gewöhnlich für mich.«

»Nein danke.«

»Ich werde Kakao kochen, so wie ihn meine Mutter immer macht. Er schmeckt himmlisch.«

Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Nun gut, Sie haben mich überredet.«

»Setzen Sie sich und erzählen Sie mir, worüber Sie mit mir reden wollten.«

Ich setzte mich an den Küchentisch und sah ihm zu, während er nach einem gusseisernen Topf suchte und diesen auf den Herd stellte. Als er Milch aus dem Kühlschrank holte und ich sein Gesicht nicht sehen konnte, sagte ich: »Sie haben Ihren Schlüssel zum Westflügel heute im Café vergessen.«

»Ah, da war er. Ich habe schon mein ganzes Büro auf den Kopf gestellt.«

»Es tut mir wirklich leid. Ich habe ihn in meine Schürze gesteckt, und dann hat meine Mutter angerufen und ... sie ist ... sie braucht viel Zuwendung.«

»Kein Problem.«

»Gehen Sie ... oft in den Westflügel?«

Er goss die Milch in den Topf und setzte sich zu mir, während sie auf dem Herd warm wurde. »Nicht oft. Wir werden erst in sechs oder zwölf Monaten darin arbeiten.«

»Ich bin hineingegangen.« Mein Herzschlag dröhnte in meinen Ohren. Ich erinnerte mich, wie ich Adam einmal aus tiefem Schlaf geweckt und Mum mich deswegen angebrüllt hatte. Genauso fühlte ich mich jetzt. In ernsthaften Schwierigkeiten.

Er lächelte. »Böses Mädchen.«

»Es kommt noch schlimmer. Ich konnte nicht mehr hin-

aus. Ich öffnete eine Tür, die zu einem Lagerraum führte, und ich ... habe einige Sachen hinuntergeworfen.«

»Was für Sachen?«

»Viele. Ein altes Teeservice ist zerbrochen. Gott, ich hoffe, es war keine Antiquität.«

Er lächelte immer noch, was mir etwas Hoffnung gab.

»Es tut mir so leid. Normalerweise bin ich nicht so, wirklich nicht. Ich habe so ein braves Leben geführt. Sie können sich nicht vorstellen, wie brav ich gewesen bin. Ich weiß nicht, was da über mich gekommen ist.«

»Neugier vielleicht?«, schlug er vor, stand auf und ging zum Herd, um die Milch umzurühren. »Ist schon gut. Nichts ist passiert.«

»Aber ich habe etwas kaputt gemacht.«

»Der Westflügel wurde schon vor langer Zeit ausgeräumt. Wahrscheinlich ist es alter, wertloser Kleinkram. Sicher nichts Unersetzbares. Vergessen Sie es einfach.«

Erleichterung durchflutete mich. »Vielen Dank, Sie sind sehr freundlich.«

»Haben Sie geglaubt, ich würde mit Ihnen schimpfen?«

»Ich war mir nicht sicher.«

»Ich bin nur froh, dass Ihnen nichts passiert ist. Ich weiß nicht, ob unsere Versicherung das abgedeckt hätte.«

»Ich habe mich von den Treppen ferngehalten.«

Er füllte den Kakao zusammen mit dem Honig in zwei große Tassen. »Wie sind Sie herausgekommen?«

»Eines der Fenster in der Spülküche war nicht vernagelt.«

»Kluges Mädchen.« Er stellte die Tassen auf den Tisch und setzte sich wieder.

Ich nippte an meinem Kakao. Er war seidig und süß. »Oh«, sagte ich, »er schmeckt wunderbar.«

»Ich werde meiner Mutter sagen, dass Sie ihn mögen, wenn ich das nächste Mal mit ihr spreche.«

Ich lächelte, dann erinnerte ich mich an die Briefe. »Schauen Sie«, meinte ich, während ich sie aus meiner Jacke zog und über den Tisch schob. »Die habe ich in einem alten tragbaren Grammophon gefunden.«

»Was ist das denn?« Vorsichtig löste er das Samtband und öffnete einen der Briefe. Nachdem er einen Moment gelesen hatte, trafen sich unsere Blicke, und er lächelte. »Liebesbriefe?«

»Ich glaube schon. Ich habe mir nur einen angesehen.«

Er räusperte sich. »*Meine Geliebte. Heute lag ich im Sonnenschein hinter dem Tennisplatz, und in meinem Geist war ich wieder mit Dir zusammen wie letzte Nacht, und mein Mund war benetzt mit dem süßen Tau Deiner ...*« Tomas lachte. »Ich kann das nicht laut vorlesen. Es ist zu sexy.«

Ich errötete, während er den Brief wieder zusammenfaltete und mir den Stapel zurückgab. »Behalten Sie sie. Den Schlüssel sollte ich allerdings wieder an mich nehmen.«

»Sind Sie sicher, dass ich die Briefe behalten darf?«

»Ich bestehe darauf. Lesen Sie sie und geben Sie mir dann eine Zusammenfassung der besten Stellen. Vielleicht können Sie herausfinden, von wem sie geschrieben wurden und an wen. Wenn sie versteckt waren, dann war die Beziehung wahrscheinlich auch geheim. Sie sind da vielleicht auf ein Geheimnis gestoßen.«

Ich strahlte vor Aufregung bei dieser Vorstellung. Oder vielleicht rührte die Aufregung auch daher, dass ich mit Tomas an seinem Küchentisch saß und Kakao nach dem Rezept seiner Mutter trank. Pure Freude.

Wir unterhielten uns, wechselten wie von selbst dabei zum Du. Er erzählte mir von seiner Mutter, und ich erzählte ihm – ein wenig – von meiner. Ich war noch nicht bereit,

ihn in mein ganzes Leben einzuweihen. Nicht, weil es zu lange dauern würde – aufgeschrieben hätte es Platz auf einer Reißzwecke –, sondern weil ich wollte, dass er zuerst mein wahres Ich kennenlernte.

Was auch immer das war. Ich hatte es noch nicht herausgefunden.

Er bot mir noch einen heißen Kakao an. Ich wollte so gern bleiben, doch meine Mutter würde jeden Moment anrufen, und ich wollte in Tomas' Gegenwart nicht mit ihr reden oder den Anruf ignorieren und sie dadurch wieder in Panik versetzen.

»Ich gehe jetzt am besten«, sagte ich. »Aber vielen Dank.«

»Soll ich dich fahren?«

»Nein danke, ich wohne nicht weit weg, in einer Wohnung hinter Mrs. Tait's Haus. Du weißt schon, die ältere Dame, die immer ins Café kommt.«

»Ja, ich kenne sie. Als ich in die Stadt zog, hat sie mich einmal zum Tee eingeladen.«

Wir standen auf der Veranda. Motten schwirrten um die Lampe.

»Nun, dann gute Nacht«, sagte ich.

»Freitag«, platzte er auf einmal heraus. »Darf ich dich zum Abendessen ausführen?«

Mein Gehirn musste mein Herz erst einholen, das bereits mit seiner schönsten Opernstimme »Ja« sang. »Freitagabend? Ja, ja, das wäre großartig.«

»Gut.« Er wirkte erleichtert und strahlte. Meinetwegen. Ich konnte es kaum glauben. »Ich hole dich dann um sechs ab?«

»Ja. Das wäre ... nun, wir sehen uns morgen früh im Café, oder?«

»Ich bin die nächsten Tage in Sydney. Also ...«

»Also ...« Ich grinste dümmlich. »Dann sehen wir uns Freitagabend.«

Ich ging im Dunkeln nach Hause und vibrierte schier vor Aufregung. Als meine Mutter anrief, musste ich mir nicht einmal ein Stöhnen verkneifen.